

**Zeitschrift:** Die Berner Woche

**Band:** 30 (1940)

**Heft:** 26

**Artikel:** Henrich von Kleist in Bern

**Autor:** Guhl, Heinrich

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-645363>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

„Was ischt eigentlich mit dir?“ het jehen Eisi ase wölle wüsse.  
„Bischt nümme rächt bi Troscht, oder däwäg gftüberet?“

„Ja, los Eisi“, het Joggi trochen Uskunft gäb, „i ha no nie  
ghört, daß men i dr Predig liegt.“

Das ischt e Nünenünzger gfi. Vo denn a wär es Eisin nie  
meh i Sinn cho dr Ma i ds Wirtshuus gha z'sueche, er het chönen  
übermarche so lang daß er het wölle. Rid emal e Strafpredig  
het er meh gha abz'tue. Joggin het das nit schlächt agschlage.

Zwoi, drü Mal ischt er no chly z'lang blybe hocken im „Bäre“,  
aber won er gmerkt het, daß Eisi nümme höhn wird drwäge,  
het es ihn o gar nümme glökt, ds Hingergschirr z'fascht lab  
az'bränten uf emene Wirtshuusstuehl. Wen er o z'wylige furt  
müssfe het, z'Mälchesznt ischt er geng ume deheime gfi. De het  
er o nümme bruchen ufs'hocke, we dr Predigtägscht verläse  
worden ischt.

## Heinrich von Kleist in Bern

### Eine kleine historische Betrachtung

Von Heinrich Guhl

Der Abend ist hereingebrochen, nur wenige Menschen stehen noch unter den Türen und sehen die Postkutsche auf dem holprigen Pflaster in den Stalden einbiegen. Die Reisenden im Wagen, müde von der langen Fahrt, schauen aus dem kleinen Fenster zu den grauen Häusern hinauf: Bern. Die Pferde schütteln sich, daß die Geschirre klirren, der Kutscher steigt von seinem Bock, öffnet den Wagenschlag. Zwei junge Männer steigen aus, warten auf den Koffer. Ihre Kleider sind von der Fahrt zerknittert, die beiden sehen sich mit seltsamen Augen an: Es ist der Maler Lohse und der Dichter Heinrich von Kleist. Die Reise hat die beiden nicht näher gebracht. Lohse liebt die Freiheit, das Frohe und Heitere, schätzt die fröhliche Gesellschaft und lebt frei in seiner Kunst. Kleist, finster, von Sorgen aller Art gequält, steht seinem Schicksal zornig gegenüber. Mißlungene Werke, abgebrochene Laufbahn, Streit mit Verwandten, verlassene Freunde — das ist seine Vergangenheit. Lohse wendet sich zum Gehen, Kleist erkundigt sich beim Kutscher nach einer billigen Unterkunft. Die Nacht ist hereingebrochen.

1801. Im alten Bern leuchtet jeden Abend — bis tief in die Nacht ein stilles, schwaches Licht aus dem Fenster an der Postgasse. Längst sind die Bürger zur Ruhe gegangen. Kleist schreibt und schreibt. Er vergisst seine Umgebung, läßt sein Essen stehen, Zeile um Zeile reiht sich an. Die Blätter türmen sich schon seit Tagen auf, manche sind in den Ofen gewandert, manche sind entmutigt zerrissen worden. Kleist hält inne. Mit wirrem Blick betrachtet er die geschriebenen Zeilen: Nicht! — Die nervöse Hand zerreißt den Bogen in Stücke.

Es hat geklopft. Kleist hört nichts. Das Klopfen wird lauter. „Nun? Wieder nichts?“

Kleist erschrickt wie aus einem bösen Traum. Vor ihm steht ein Mann, groß und schlank gewachsen, in einen dunklen Mantel gehüllt. Regentropfen perlen herab.

„Nein —“, antwortet Kleist, verlegen und sich schägend, „ich kann nicht — ich kann einfach nicht!“

Es ist der Ruf eines Verzweifelten. Es ist der Schrei eines Suchenden, Grübelnden und Forchenden, der nach dem Höchsten greifen will — und seine Kräfte dabei zerbricht. Immer wieder sind die Zweifel hereingebrochen, haben die Arbeit vernichtet.

„Kommen Sie mit!“ sagt der Mann mit fester Stimme. Es ist Heinrich Bischöfle, „helvetischer Kommissär, Schriftsteller und Journalist“. So lautet die Anschrift an seiner Türe. Kleist zögert noch.

„Wir haben einen kleinen Leseabend —“, fügt Bischöfle bei, und sieht in die wilden, flackernden Augen von Kleist.

„Wir ...?“

„Ja — ich meine es sind noch Heinrich Gessner und Ludwig Wieland ...“ Hier hellt sich das Gesicht des Verzweifelten auf.

„Wieland? Der Sohn des Dichters?“

Damit hat Bischöfle das Richtige getroffen. Kleist erwacht aus seinen dumpfen Träumen, klettert mit Bischöfle die knarrenden Treppen hinunter, steht mit ihm auf der Straße. Der Regen prasselt stärker hernieder, der Sturm pfeift in die dunklen Gassen hinein.

Gessner, Bischöfle, Wieland und Kleist sitzen sich gegenüber. Kleist zieht schüchtern seine regennasse Mappe hervor, er wird rot und verlegen. Sein Werk hat er gehütet, er hat es bewahrt und verborgen gehalten. Werden sie ihn verstehen? Niemand hat seinen Plänen folgen können, keiner hat ihm Verständnis entgegengebracht. Er konnte seinen innern, tobenden Kampf nicht schildern, seine Verzweiflung und sein Tasten. Er irrt umher. Ruhelos, rastlos — zielloß!

Kleist hat die Mappe geöffnet. Noch zögert er. Dann beginnt er vorzulesen, erst stockend und schüchtern. Allmählich aber gewinnt seine Stimme an Kraft. Die Kerze flackert unruhig. Nur das Klopfen des Regens auf dem Dache unterbricht die Stille, wenn Kleist eine Pause macht. „Die Familie Schroffenstein.“ Der Abend ist beendet. Die Freunde sind begeistert. „Kleist — wenn es keiner erreicht — dann erreichen Sie es!“ ruft Bischöfle aus.

Kleist fasst seine Blätter zusammen. Erreichen?

Die nächste Zeit wird schwer für den Dichter. Er kann seine Miete nicht bezahlen, Kohlen fehlen, um den Ofen zu heizen. Kleist sitzt an seinem Tisch, den Mantelkragen hochgeschlagen, eine Decke um die Beine gewickelt. So fliegt Zeile um Zeile auf das Papier. Doch die Unruhe ist stärker als der Wille. Kleist steht auf, wandert in seinem Zimmer auf und ab. Das Höchste — alle andern zu schlagen — ein Drama — die Krone erringen — für sich allein ... Die Gedanken haben die Gewalt über Kleist davongetragen. Sie verwandeln sich in Phantasie — fliegen voraus — Wochen, Monate — Jahre! So wird Kleist weitergezerrt — sein Leben ist nur noch Jagen, ein Sichtreibenlassen, eine Flucht — eine einzige Flucht ins Dunkel. Es ist der Anfang vom Ende.